

Brief von Marianne Gronemeyer

Lieber Thomas Gröbly,

am Ostersonntagmorgen habe ich begonnen, Ihr Manuskript zu lesen. Als ich die Überschrift des ersten Kapitels sah, dachte ich: Ich hätte vor zwei Tagen, als es bei mir eintraf, mit der Lektüre anfangen sollen, es ist ein Karfreitagstext. Sobald ich aber die ersten Sätze gelesen hatte, wusste ich, dass der Ostersonntagmorgen genau der richtige Augenblick war, mich Ihrem Text zu widmen. Weshalb ich das so empfand? Es liegt an den Widersprüchen, die schon die Tonart der ersten Zeilen bestimmen.

«Eiche

Ich kann keine Bäume
Mehr ausreißen
Mir fehlt die Kraft
Ich kann aber noch
Langsam
Eicheln setzen

Die Bäume und der Wald sind mir Heimat. Mit Bäumen um mich geht es mir gut. Sie sind schön, kräftig, voller Leben, manche majestätisch, andere verkrüppelt oder tot.»

Da ist mit einer unüberhörbaren Wehmut die Rede von den geschwundenen Kräften, die einen Verlust bedeuten; aber tatsächlich geht es dabei um den Verlust der Fähigkeit, zu zerstören, nämlich: Bäume ausreißen zu können.

Und dann zeigt die übriggebliebene Schwäche, welche Kraft in den Schwachen mächtig ist, sie kann Eicheln setzen und dem kommenden Baum aufhelfen. Aber nicht so – wie ich später lese –, dass die schwachen Kräfte sich als Ursache des Baumes aufspielen dürften, sondern so, dass sie als seine Freunde handeln. Ähnlich wie Henry David Thoreau es mit der Sonne hielt: Er sei sicher, sagte er, dass die Sonne auch ohne ihn aufgehen würde, aber ganz ohne ihn, ginge es eben auch nicht, weshalb er allmorgendlich bei ihrem Aufgang zur Stelle war.

Und dann die Charakterisierung der Bäume: Sie sind kräftig und voller Leben; aber nicht nur die majestätischen, sondern auch die verkrüppelten und sogar die toten. Was für eine gewagte Aussage, die dem toten Baum Lebendigkeit, Kraft und Schönheit nachsagt.

Dieser Widerspruch hat mir die Augen geöffnet für ein Geschehen am Wegesrand, an dem ich beinahe täglich vorbeikomme, ohne bemerkt zu haben, was sich da abspielt. Es handelt sich um zwei Bäume, zwei alte Weiden, mit denen ich schon lange auf Du und Du war, so sehr, dass ich ihnen einen Namen gab: die zwei Veteranen. Sie stehen an einem Graben, der eine Grenze markiert in der öden Feldlandschaft, aus der Jahr um Jahr wechselweise subventionierter Weizen oder Rüben herausgequält werden. Und da die Kommunen einen bestimmten Anteil der Gemarkung als naturbelassene Flächen ausweisen müssen, hat man wohl diesseits und jenseits des Grabens

ein paar Meter dazu ausersehen, diesem Gebot zu genügen, dort, wo sie die ertragreiche Fläche am wenigsten schmälern und die zügigen Wendemaßnahmen der motorisierten Giganten der Feldbearbeitung am wenigsten behindern. So standen also die beiden Veteranen als Sinnbild von Natur in einer denaturierten Umwelt und hatten zum Trost wenigstens einander.

Eines Morgens nach einem nächtlichen Sturm war einer der beiden umgestürzt. Das Geäst lag am Boden und der mächtige Wurzelballen ragte in den Himmel. Ich kann meine Gefühle beim Anblick dieses Toten nur als eine Mischung aus Erschrecken, Trauer um den Verlust und Mitgefühl mit dem alleingelassenen Gefährten beschreiben. Eine Zeitlang mochte ich den Weg nicht mehr gehen. Aber dann wollte ich doch nachschauen, was aus den beiden geworden war. Zu meiner Überraschung sah ich, dass der Gefallene noch da war. Seiner Sperrigkeit wegen, waren seine ausladenden Äste abgesägt worden, aber der Stamm lag, so wie er gestürzt war, was mich um seiner selbst und um des zurückgebliebenen Bruders willen freute. Und als ich, nachdem ich Ihren Text, lieber Thomas Gröbly, gelesen hatte, wieder meinen gewohnheitsmäßigen Gang machte, bin ich vom Wege abgekommen und habe mich auf etwas unwegsamem Gelände den beiden genähert, um sie genauer zu betrachten; und da sah ich, was sie geschrieben haben: Der tote Baum war schön, kräftig und voller Leben. Der Stamm hatte da, wo große Teile der Rin-

de verletzt waren, bereits die grau-bleiche, fahle Farbe von verwittertem Totholz angenommen. Aber aus dem toten Holz sprossen neue Triebe, die jetzt mai-grün sind. Ich kann mir das so erklären: Der Baum hatte, wie auch sein Nachbar nahe über dem Boden zwei gegenüberstehende mächtige Äste ausgebildet. Einer der beiden Äste blieb stehen und bildet inzwischen eine neue kleine Krone aus. Der liegende Stamm ist mit diesem Teil seiner selbst noch verbunden – eben deshalb, weil er liegen bleiben durfte, der Kommune sei Dank – und treibt nun seinerseits mit einer staunenswerten Richtungsänderung neue Zweige aus. Aber ich will mich durch dieses österliche Wunder gar nicht herausfordern lassen, es weg-zu-erklären, sondern es ehrfürchtig bestaunen und es für ein starkes Symbol der unauflöselichen Zusammengehörigkeit von Leben und Tod nehmen. Und dann bin ich bei dem Thema, das Ihr Buch wie ein Leitmotiv durchzieht:

«Da ich an einer schweren Krankheit leide und mich mit meinem eigenen Sterben auseinandersetze, interessiert mich die Frage, was ich vom Sterben fürs Leben und Lieben lernen kann», lese ich. Dieser Satz, der den tiefen Beweggrund Ihres Schreibens benennt und dem entstandenen Text seine zwingende Glaubwürdigkeit verleiht, findet sein Pendant in einem Satz von Ivan Illich, der mich seit vielen Jahren begleitet: «Unsere Hoffnung auf Erlösung liegt darin, dass wir von dem andern» [sei es der, die oder das Andere] «überrascht werden. Mögen wir lernen, immer neue

Überraschungen zu erleben. Ich habe mich schon vor langer Zeit entschlossen, bis zum letzten Akt meines Lebens, also im Tode selber noch auf Überraschungen zu hoffen.» (Illich 1972: 21)

Da ist er wieder, der Widerspruch; nämlich der zwischen der Freiheit des eigenen Entschlusses, von der Illich spricht, und der Überraschung, die sich nicht planen, nicht zwingen und nicht beschließen lässt.

Sie sprechen in Ihrer Ankündigung, mit der Sie sich einerseits an Ihre Leserinnen und Leser wenden und sich andererseits selber Ihres Schreibvorhabens vergewissern, nicht in abstrakten, analysierenden und erklärenden Begriffen. Sie sprechen nicht von *dem* Leben, *dem* Tod, *der* Liebe und auch nicht von der Abarbeitung eines Lernpensums, sondern von dem, was Sie auf ihrer letzten Wegstrecke als Sterbender *tun*: Sie leiden, Sie sterben, Sie leben, Sie lieben und Sie lernen. Erstaunlich, mit welcher Treffsicherheit Sie in diesen fünf Tunsmöglichkeiten benannt haben, was unser Menschsein ausmacht. Ich war beim Schreiben oft in der Verlegenheit, konkret zu sagen, was die *Conditio humana*, die Bedingung des Menschseins, sei. Sie lehren mich, dass man dazu nicht mehr braucht als diese fünf Verben. Aber jede dieser Tätigkeiten ist in sich selbst zutiefst widersprüchlich:

Menschen sind von Geburt an leidende, vergängliche, lebendige, aufeinander angewiesene und lernende Wesen, und dennoch müssen sie erst lernen, leiden, sterben, lieben und leben zu

können. Sie können sich ihre Mitgift nicht aussuchen und entgehen ihrer Bestimmung nicht und müssen sich dennoch zu ihr entscheiden. Ihnen stößt ihr Leben zu. Und sie müssen es dennoch führen. Sie sind «zur Freiheit verurteilt» (Jean-Paul Sartre) und dennoch ist die Freiheit etwas, das Minute für Minute errungen werden muss. Die Begabungen und Begrenzungen sind alles andere als gerecht verteilt auf die Glücks- und die Sorgenkinder der Welt und doch sind unsere Begrenzungen vielleicht das Beste an uns. Mehr als unseren Talenten verdanken wir ihnen unsere Einzigartigkeit; auf unsere Beschränkungen auf je eigene Weise zu antworten, *mit* ihnen und nicht *gegen* sie zu leben, sie *gut leiden* zu können, darin könnte *Lebenskunst* bestehen – statt dass wir uns abstrampeln, den Standards der Normalität durch technische und institutionelle Aufrüstung des Selbst zu genügen.

Eine andere Frage, die Ihr Buch von der ersten bis zur letzten Zeile durchzieht, gilt dem Gegensatz von Trennung und Verbundenheit. Die modernen Gesellschaften krankten daran, dass wir Menschen, anstatt unsere Verbundenheit miteinander und mit allem, was sonst kreucht und fleucht, wächst und gedeiht, zu gewahren und zu pflegen, alles zergliedern, hierarchisieren, analysieren, spezialisieren, zerlegen, absondern, bewerten und verwerten, kurz: voneinander trennen. Die Trennungen müssten überwunden werden, schreiben Sie, sie müssten der Verbundenheit weichen. Ich gestehe, dass ich beunru-

higt und auf der Hut bin, wenn ich so entschieden und emphatisch von der Verbundenheit reden höre. Wie Sie wissen, handelt mein letztes Buch von den Grenzen, deren Verschwinden ich mit großer Sorge betrachte. Das Buch ist also geradezu ein leidenschaftliches Plädoyer dafür, das Trennende zu bewahren und die Grenzen zu hüten. Denn sie sind ihrerseits «Hüterinnen der Verschiedenheit». Sie entstehen dort, wo Verschiedenes aneinander *angrenzt*, während wir glauben, sie seien dazu da, das Eigene gegen das Andere *abzugrenzen*. Wenn die Grenzen fallen, wenn also die Trennungen überwunden werden, dann wird alles einerlei, dann wird das «Anderssein zum schweren Vergehen» (Pier Paolo Pasolini). Die Grenze ist – in dieser Lesart – das, was uns verbindet, *indem* es trennt.

Nun sind Sie gewiss nicht verdächtig, dem Anderen sein Daseinsrecht als Anderes zu bestreiten. Sie beklagen ja gerade – wenn ich Sie richtig höre – die Vereinzelung inmitten der Vereinheitlichung, die Ungleichheit inmitten der Gleichmacherei. Aber die Verbundenheit hat in unserer Sprachpraxis so sehr die Bedeutung von *Einhelligkeit*, *Einigkeit*, *Einmütigkeit*, *Übereinstimmung* und *Einheit* angenommen, dass über dem *Eins-Sein* die *Zweisamkeit* in Vergessenheit und aus dem Blick geraten ist. Ich spreche nicht von der sogenannten trauten *Zweisamkeit* der irrenden Liebenden, die in Wirklichkeit ihre Zweierheit gern loswären und sich alle Glückseligkeit

von der Verschmelzung, vom Eins-Werden, von der Überwindung der Getrenntheit versprechen.

Ich meine die Feier der Zwei, ich meine die tiefe Erfahrung der Andersheit des/der Anderen, die die unergründliche Rätselhaftigkeit, die definitive Unverstandtheit und die unaufhebbare Fremdheit des jeweiligen Anderen, unangetastet lässt. Die Verbundenheit, die aus der Unantastbarkeit des Anderen entsteht, – in Ihrem Text steht dafür das Wort *Friedfertigkeit* – ist das krasse Gegenteil von dem, was uns im politischen Jargon als *Integration* begegnet. Welch eine ungeheure Sprachverdrehung, denn das lateinische Adjektiv *integer*, von dem unser Begriff der *Integration* sich herleitet, bedeutet: unangetastet, unverletzt. Dieses schöne Wort muss nun die *Anpassung* der Anderen, an die Standards *unserer* Normalität rechtfertigen. Und dabei bleibt nun wirklich nichts, was ihnen eigen ist, unangetastet. Wir hüten uns aber diesen Anpassungszwang frank und frei beim Namen zu nennen. Wir sprechen von unseren Werten, die es zu schützen gelte. Unsere Werte? Eine grässliche und bei genauem Hinhören verräterische Formel. Denn wenn wir uns auf unsere Werte berufen, haben wir die *Minderwertigkeit* des Anderen, bereits diagnostiziert. Die eigenen *Werte* sind nun einmal ohne *Be- und Abwertung* der Anderen und ohne eigenes Überlegenheitsbewusstsein nicht zu haben. Unter der Hand wird das Eigene zum *Eigentlichen* geadelt.

Sie, lieber Thomas Gröbly, haben sich für das Wort Friedfertigkeit entschieden, um die Art der Verbundenheit, die die Andersheit des Anderen nicht antastet, zu bezeichnen und darin finde ich wieder, was ich von Emmanuel Levinas, der sich wie kein anderer gesorgt hat um die Bewahrung des Eigen-Sinns des jeweiligen Anderen, gelernt habe. In einem Gespräch, in dem es um die Erfahrung des Anderen ging, sagt er: «Erfahrung? Mit diesem Wort bin ich sehr vorsichtig. Erfahrung ist [bereits] Wissen. Das Anwesen des Anderen berührt mich. Berührt ist besser – je suis touché –, weil ich dann eigentlich passiv bin. Ich bin angegangen. Auf Deutsch sagen Sie sehr schön: der Andere geht mich an.»

Die tastende *Berührung* machte es mir demnach möglich, die Andersheit des Gegenübers *unangetastet* zu lassen? Und die denkbar aktivste Zuwendung zum Anderen bestünde darin, dass ich *passiv* bin? Seine Fremdheit würde dadurch entschreckt, dass ich sie leiden kann? So tief müssten wir uns in Widersprüche verwickeln lassen, damit Friedfertigkeit – Ivan Illich würde von *Philia*, Befreundung, *Conspiratio* sprechen – werden kann.

Und das gilt nicht nur den Fremden gegenüber, sondern auch dem Baum und der Hummel am Wegesrand und dem gefürchteten Tod gegenüber, sofern sie mich angehen und ich sie mich angehen lasse. Sie lieber Thomas Gröbly, haben sich in diese Widersprüche sehr tief hineinge-

wagt mit Ihrem Buch, das Sie geschrieben haben im Angesicht des Todes, und darum ist es ein sehr persönliches und sehr politisches Buch geworden, und eines, das für mich, die ich es gelesen habe, auch tröstlich ist.

Ich grüße Sie mit Dank –
Ihre Marianne Gronemeyer

Marianne Gronemeyer war lange Zeit Professorin für Erziehungs- und Sozialwissenschaften und beschäftigt sich in ihren Publikationen mit dem Geschwindigkeitsrausch unserer Gesellschaft und der Versäumnisangst des modernen Menschen. Sie wendet sich globalisierungskritisch gegen die Welteinheitskultur des Konsumismus und plädiert für kulturelle Vielfalt. Neben ihrer umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit war sie mehrere Jahre im Aufsichtsrat von Greenpeace Deutschland tätig. Sie ist Autorin von Bestsellern wie «Das Leben als letzte Gelegenheit» und «Die Macht der Bedürfnisse» und erhielt 2011 den renommierten Salzburger Landespreis für Zukunftsforschung. Ihr letztes Buch «Die Grenze. Was uns verbindet, indem es trennt. Nachdenken über ein Paradox der Moderne» erschien 2018.